

Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrach-Elville.

1915. * Nr. 17.

Uns Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Herren Escher und Dr. Leusental, die überdies nicht im Theater und wahrscheinlich bei ihrem verwundeten Freunde waren, ebenso wenig. — Dieser selbst, — der gedehnte Lebemann Otto Buchner? Lächerlich. Oder sollte sich die Warnung gar nicht auf sein geheimes Vorhaben beziehen, hatte nur die Furcht vor vorzeitiger Entdeckung ihn irreführt?

Ja, so mußte es sein — redete er sich plötzlich ein. Das, was er gelesen, war ja ganz allgemein gehalten. Ebenso gut konnte es sich auf etwa befürchtete Nachstellungen von Seiten seines Duellgegners, auf eine geplante Rache des Eifersüchtigen beziehen.

Davor aber vermochte ihn nur eine zu warnen, diejenige, die die Ursache der Eifersucht Buchners bildete. Noch einmal zog er das Schreiben hervor und betrachtete es aufmerksam. Seine Vermutung wurde zur Gewißheit. Das waren die schrägen, zierlichen, wenn auch leicht verstellten Züge einer Dame.

Sein Auge glitt zu den benachbarten Logen hinüber, aber die junge Dame, die eben ihren Zettel studierte, sah nicht auf.

Das befremdete ihn wieder. Kam die Warnung von ihr, so mußte sie doch erwarten, daß er ihr mit einem Blicke danken würde.

Als die Vorstellung, deren letzten Akt Vladimir nur noch zerstreut anhörte, beendet war, gelang es ihm, den Logendiener zu stellen. „Sie haben mir vorhin einen Brief in die Hand gedrückt?“

Der Diener nickte erwartungsvoll, da er den Frager in die Tasche greifen sah.

„Aber Sie haben mir nicht gesagt, von wem.“

Der Diplomat zuckte die Achseln. „Das darf ich nicht.“

„Aber die Freude den Absender zu kennen, würde meine Freigebigkeit erhöhen.“

Der Diener zögerte. Auf seinem breiten, roten Gesichte malte sich etwas wie ein Seelenkampf. — „Mein Herr, — Sie wissen, die Diskretion.“

„Ist die von Ihnen verlangt worden?“ fragte Leidunow, während seine Finger mit einem goldenen Fünftönenstück spielten.

„Ja — jawohl — das heißt, — ich darf nicht mehr verraten, als daß —“

„Als daß eine Dame, die im Theater anwesend war, Ihnen den Auftrag gegeben?“

„Wenn Sie es selber sagen, gnädiger Herr —“

Der Russe konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Dann sind Sie frei von aller Schuld, und haben Ihren Lohn ehrlich verdient.“

Mit dankbarem Schmunkeln schob der Logenschließer das kleine Goldstück ein, Leidunow aber atmete wie erlöst und befreit auf.

Wenn eine, noch dazu im Theater anwesende Dame die Absenderin des geheimnisvollen Schreibens war, so konnte es in ganz Wien nur das Fräulein Genetius sein und ihre Warnung sich doch auf niemand anders als den rache-sinnenden, eifersüchtigen Schwächling beziehen.

Ein Lächeln umspielte seinen Mund. Was hatte er von solcher Rache zu fürchten? Nicht mehr, als der Stich einer Nadel den belästigten konnte, der kalten Blutes den Weg zum Tode ging.

Im übrigen glaubte er gar nicht an die finsternen



Das zerstohene Kreuz. (Mit Text.)

Künstlerische Aufnahme vom Kriegsschauplatz von Gars-Wilhelm von Hohenlohe.

ihm geradezu den Eindruck der Feigheit gemacht, dessen ganzen Mut der Zwang der Verhältnisse geschaffen hatte.

Nur Ada Genetius nahm scheinbar ihren verschmähten Bräutigam ernst, sie warnte ihn vor dessen Haß. Aber wenn sie sich so um ihn, den Fremden sorgte, — so war das wirklich ein Zeichen wahrer Zuneigung.

Hatte der vorher vermutete Liebesbrief mit seiner vermeintlichen Zudringlichkeit abstoßend auf ihn gewirkt, so rührte ihn jetzt die Angst um sein Leben, die zarte, anonyme Art, in der sie ihm ihre Sorge zugleich zu erkennen gegeben und verheimlicht.

Während er die breiten Steinstufen zur Vorhalle hinabschritt, errötete er über sich selbst. Zum erstenmal seit jenem Schreckens-tage in der Peter-Pauls-Festung war es ihm begegnet, daß Marias Bild, wenn auch nur für einen Augenblick, vor seiner Seele von einem andern verdrängt wurde.

Und zugleich sah er in ein anderes, lieblich errötendes Gesicht, das unvermutet neben ihm auftauchte.

Als habe sie seine Gedanken erraten, senkte sie tief die dunklen Wimpern und war eifrig bemüht, die Samtmantille um die Schultern ihrer Begleiterin zu legen.

Leidunow schwankte, ob er sie anreden sollte. Aber was gab ihm schließlich ein Recht dazu. Was er vermutete, erschien wohl zweifellos, aber es war nicht erwiesen, und wer wußte, ob die ältere Dame die Geheimnisse des Mädchens kannte, kennen durfte. Zum Dank für ihre zärtliche Sorge um ihn bereite er ihr vielleicht nur Unannehmlichkeiten, und besser war es, einen günstigen Zufall abzuwarten, der sie allein zusammenführte. Ob der noch eintreten würde, — so lange er Freiheit und Leben genoß?

Ehe er ausdenken konnte, war Ada mit ihrer Begleiterin bereits auf dem Burgring verschwunden.

Er wagte ihr nicht nachzublicken. Wie geblendet vom Glanz der elektrischen Lampen legte er die Hand über die schmerzenden Augen. Gleich einer Sonne gleißte diese trügerische Lichtflut und es war nicht gut, in die Sonne zu sehen.

Langsam schritt er seiner Wohnung zu. Das zierliche gothische Steingerüst der Botivkirche ragte vor ihm in den nächtlichen Himmel. In einem andern Glauben hatte man ihn erzogen. Aber die Gedankensünde verdammt beide Kirchen, die Sünde wider den heiligen Geist, der sich offenbarte in Liebe und Treue.

Er hatte sie begangen.

Vor Marias Bilde wollte er Buße tun. — —

„Wassili, he Wassili!“

In dem lärmenden Treiben des Praters mußte Leidunow drei — viermal rufen, ehe der an dem Restaurant vorübereilende Freund ihn hörte.

Sich umwendend kam der Maler einige Schritte zurück bis zu dem Tische, an dem Wladimir allein bei einem Krüge Pilsener saß.

„Ah, hier trifft man dich endlich wieder!“

„Ich weiß, du warst heute in meiner Wohnung.“

„Das zweitemal schon, weil du nicht kamst. Aber nie bist du zuhause. Und jetzt habe ich wirklich keine Zeit.“

„Ein wenig sehen wirst du dich schon können. Was eilt denn so?“

„Ein Rendezvous“, meinte Meroleff, stehenbleibend, mit sauerlichem Lächeln.

„Und dem gehst du mit einer solchen Leichenbittermiene entgegen?“

„Ja, schau, eigentlich ist es mir gar nicht recht, denn ich fürchte —

„Wieder einmal zu spät zu kommen“, unterbrach ihn Wladimir, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Bei der anderen, ja —“

„Bei welcher anderen?“

„Nun, bei dieser Malerin. Sie ist entzückend.“

„Ah, du hast gleich zwei Eisen im Feuer!“

„Wider Willen, Wladimir. Die Rätin ist ja ein ganz netter Käser, aber nur Rischblut, nichts Individuelles. Hätt' ich die andere vorher gesehen, ich hätte sie gar nicht beachtet.“

„Du bist ja ganz begeistert.“

„In der Tat. Und ich gebe dir vollkommen recht. Es gibt noch Prachteremplare von Wienerinnen. Diese Malerin, die ich da mit einer Freundin im Gehölze gegen die Donau zu bei der Arbeit gesehen, ist unvergleichlich. Ich sage dir, diese schlanken, zierlichen Formen, der stolze Kopf mit dem zarten, blassen Gesicht und leuchtend braunem Haar bei tiefdunklen Augen, — das ist einfach köstlich.“

„Und weiter?“ fragte Wladimir, der die phantastische Schwärmerie des Freundes von früher kannte, trocken.

„Weiter? Ja, — weiter weiß ich noch nichts.“

„Du hast nicht einmal mit ihr gesprochen?“

„Nein, das ist ja mein Ärger. Jetzt laß' ich der Rätin nach, und bis ich die Malerin wiedersehe, ist mir vielleicht schon ein anderer zugekommen.“

„Dann ließ ich eben die Rätin und versuchte mein Glück bei der andern.“

Meroleff zögerte nur einen Augenblick. „Geht nicht“, sagte er dann entschlossen. „Mein Wort kann ich dem armen Mädel nicht brechen. Habe ja versprochen, um fünf Uhr auf den Rastenberg mit ihr zu fahren und —“

„Salami, Salami, Salamucci!“ Klang es in melodischem Tonfall neben ihnen, und was Wassili noch weiter fragte, blieb dem Freunde unverständlich.

Um den Händler zum Schweigen zu bringen, nahm er ihm für je zwanzig Heller Salami und Käse ab, aber Meroleff verlor die Geduld.

„Verzeihung. Ein andermal plaudern wir mehr. Habe höchste Eile. Auf Wiedersehen!“

Flüchtig dem Freunde die Hand hinstreckend, hastete er in der Richtung auf den Praterstern davon, und kopfschüttelnd blickte Wladimir dem ruhelosen Don Juan nach.

„Närrischer Junge“, murmelte er, — vor lauter Liebesleid kommt er niemals zur Liebe, und aller Schmerz bleibt ihm erspart. Freilich auch die höchste, reinste Seligkeit, die mit der bitteren Frucht des Leidens auf einem Zweige wächst.“

Da er keinen Appetit verspürte, schob er das Papier mit Käse und Butter beiseite und wandte seine Aufmerksamkeit dem mit den späteren Nachmittagsstunden immer bunter sich entfaltenden Treiben zu.

Abichtlich war er gerade hierher in den Wurstelprater gegangen, wo das Volk sich in seiner anspruchslosen Weise vergnügte. In dem durch die Hauptallee gebildeten Robelprater, dem Sammelpunkte der feinen Welt, begegnete man zu vielen Landsleuten, und das wollte er vermeiden.

Auf dem in der Mitte des Gartens befindlichen Podium begann eben eine Damentapelle, in die schwarzgelben Landesfarben gekleidet, zu spielen, von allen benachbarten Wirtsbuden her mischten sich andere musikalische Weisen darein, und dazwischen klang das Geschrei der Duben, die frisches Hausbrot anboten, das Toben der Instrumente in Schaubuden und Karussells, das Geschrei der Anpreisler und Ausrufes und jenes ganze unbestimmbare, immerwährende dumpfe Geräusch, das gleich dem Brodeln eines riesigen Kessels aus dieser leichten Stadt von Brettern und Leinwand emporstieg.

Der feinfühligste Kusse empfand das alles wie einen körperlichen Schmerz. Des Spektakels überdrüssig, wandte er sich, um den Kellner zu rufen und sein Bier zu bezahlen.

Ein junger Bursche, der im gleichen Augenblick an den Tisch treten wollte, schien zu erschrecken und machte Miene, sich schnell wieder zu entfernen.

„Ihr, Pepi? Warum wollt Ihr davon?“ hielt ihn Wladimirs Stimme zurück.

Der junge Mann griff verlegen an seinen mit einer Spielhahnsfeder geschmückten Hut. „Der gnä' Herr verzeihen, aber ich dachte —“

Leidunow betrachtete wohlgefällig das hübsche Gesicht mit dem flotten Schnurrbart und den Augen, braunen Augen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Wien hatte er durch die Zeitung einen Hausdiener für einige Tagesstunden gesucht, da die Vermieterin ihre Tätigkeit auf die Instandhaltung der Wohnung beschränkte. Pepi Kantioler war der erste gewesen, der sich gemeldet, und hatte ihm sofort den besten Eindruck gemacht. Der Bursche, der nur morgens und abends zu kommen brauchte, um die Schuhe zu putzen, die Kleider zu reinigen und die nötigen Einkäufe zu besorgen, war ebenso anständig wie gewandt, trotz seiner offensibaren Intelligenz aber bescheiden und liebenswürdig, und erschien, indem er seinem Herrn gleichsam jeden Wunsch vom Gesichte las, geradezu als das Ideal eines Diensthofen.

Da Leidunow ihn fragend ansah, fuhr Pepi, immer noch schüchtern, fort:

„Ich dachte, es sei da noch Platz am Tische —“

„Das ist es ja auch. Also setzt Euch nur her.“

„Und ich hatte den gnädigen Herrn gar nicht erkannt.“

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht fürchten?“

„Das nicht. Aber wenn die Mirzl kommt.“

„Die Mirzl, wer ist denn das?“

„Mein Schatz halt.“

Leidunows Blick verschleierte sich. Der Glücklichste, — der am sonnigen Tag inmitten eines frohen Volkes sein Liebchen erwarten durfte!

„Ihr wollt tanzen?“ fragte er, einen Seufzer unterdrückend.

„A bißel drahn halt, — bis ich zum gnä'n Herrn muß“, gestand Pepi offenherzig.

„Nun, da will ich euer Vergnügen nicht stören“, meinte Wladimir leutselig, „tanzt nur nach Herzenslust. Ihr braucht heute Abend nicht zu kommen.“

„Gehen der gnä' Herr heut' nicht ins Theater?“ fragte der Bursche rasch, im Tone leichter Verwunderung.

„Die nächsten Abende wahrscheinlich nicht.“ Leidunow wußte bereits, daß Zufall oder Schicksal die Ausführung seiner Tat abermals für einige Tage unmöglich gemacht hatten. Aus den Zeitungen war ihm bekannt geworden, daß bei dem kürzlich in Mödling stattgehabten Feste ein Unfall sich ereignet. Im Saale des Freiherrn war, gerade während man eine kleine Aufführung veranstaltete, der Kronleuchter herabgestürzt und hatte mehrere Gäste verwundet. Unter den Verletzten befand sich auch der Generalpräfect, und wenn seine Verwundung auch als unbedeutend bezeichnet wurde, war doch sicher anzunehmen, daß Gortschenko in den nächsten Tagen nicht im Theater erscheinen würde.

Pepi Kantioler schien die Antwort seines Herrn erwartet zu haben; unwillkürlich, als bejahe er seinen eigenen Gedanken, nickte er mit dem Kopfe und in seinen Augen zuckte es verständnisvoll. Als aber Wladimir ihn ansah, fürchte sich sein gebräunt Gesicht noch dunkler, und rasch sagte er: „Aber i wär ja gern gekommen und hätt' dem gnä'n Herrn die Kleider auspußt. Die Mirzl hätt' dertweil schon gewartet.“

„Es ist wirklich nicht nötig. Heute brauche ich Eure Dienste nicht und vermutlich komm' ich auch erst später nach Hause.“

„Der gnä' Herr sind so viel gut mit mir“, meinte Pepi, offenbar gerührt.

„Ihr seid auch ein braver Bursche und verdient es, daß Euch die Mirzl glücklich macht. Aber sie läßt Euch, scheint's, warten.“

„Sie muß erst noch Zeitungen austragen. Da kann's halt net früher kommen.“

Wladimir erhob sich und zahlte dem inzwischen herbeigekommenen Kellner noch ein weiteres Glas Bier. „Damit Euch die Zeit nicht lang wird, trinkt inzwischen noch ein Krügel aus's Wohl Eurer Liebsten. Und da, — wenn Ihr's mögt, ist auch noch ein kleiner Imbiß.“ Er schob ihm das Papier zu, auf dem Käse und Salami noch immer unberührt lagen.

Der Bursche machte sich gleich mit gesundem Appetit darüber her. „Vielen Dank, gnä' Herr, und gute Unterhaltung!“ rief er, bereits lauend, dem langsam sich durch das Gewühl des Gartens entfernenden Ruffen nach.

Als er das Ende des lärmersüßsten Wurstpraters erreicht hatte, wandte sich Wladimir seitsweis in die stillen, grünen Waldbestände, die sich zum Teil noch in der natürlichen Wildheit des einstigen kaiserlichen Jagdgebietes gegen die Donau-Auen hinzogen.

Immer einsamer wurde es. Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu und schräg fielen ihre müden Strahlen durch das dichte Gezweig, die braungrauen Stämme der Buchen und Eichen mit goldigem Schein umjitternd.

An einer Biegung des Weges prallte er jäh zurück. Fast wäre er mit einer jungen Dame zusammengestoßen, die, eine Mappe unter dem Arm, in der Hand einen leichten Klappstuhl und einen Farbentasten tragend, eiligen Schrittes daherkam. Entschuldigend zog er den Hut und verbeugte sich. „Verzeihung, gnädiges Fräulein.“

Die schlank Gestalt zuckte zusammen, das zarte Rot ihrer Wangen machte einer momentanen Blässe Platz. „Ah — Sie, — Herr —“ sagte sie unwillkürlich mit leiser Stimme.

Statt auszuweichen, war Leidunow in höchster Überraschung stehen geblieben. Das war ja die Malerin, von der Wassili so begeistert geschwärmt hatte. Wie war es nur möglich, daß er sie nach der Beschreibung nicht gleich erkannt hatte! Ein unerwarteter Zufall hatte herbeigeführt, was er sich schon lange heimlich gewünscht. Und die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne seinen Dank auszusprechen, wäre mehr als ungezogen gewesen. „Ich denke, wir kennen uns schon, Fräulein Genetius“, lächelte er.

„Vom Ansehen — ja, —“, stotterte die Dame in sichtlicher Verlegenheit, „aber wie ist es möglich, daß Sie meinen Namen wissen, Herr Leidunow?“

Errötend, daß sie sich selbst verraten, brach sie ab.

Wladimir verbeugte sich von neuem. „Wohl auf die gleiche Weise, — durch die Sie den meinen erfuhren.“

„Ach — ja — durch Ihre Affäre — mit meinem — mit dem Herrn Buchner. Aber sollte er —“

„Ich habe mit meinem Gegner kein Wort über Sie gewechselt. Meine Sekundanten waren es.“

Das Blut stieg ihr bis in die Schläfen. In hilfloser Angst suchten ihre Augen den Boden. „Mein Gott“, stammelte sie, „dann wissen Sie ja —“

Er verstand, an was sie dachte, und begriff ihre Erregung. Aber seine angeborene Feinsichtigkeit half ihr über das Peinliche der Situation hinweg. „Allerdings weiß ich, daß ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet bin. Und wenn ich auch keinen Grund habe, einen Gegner, mit dem ich so leichtes Spiel hatte, zu fürchten, so ändert das doch nichts an dem Werte des Dienstes, den Sie mir mit Ihrer Warnung erweisen wollten.“

Wie erstarrt blühte die junge Dame auf. Aber in ihren Augen spiegelten sich zugleich Überraschung und Verwunderung. „Sie glauben, daß ich —“

„Daß Sie mir jenes wohlgemeinte Brieflein im Theater sandten.“

Sie schien im Zweifel zu sein, was sie antworten sollte. Endlich meinte sie entschlossen: „Und wenn es so wäre.“

„So glaube ich, daß Ihre lebenswürdige Besorgnis um mich grundlos ist. Herr Buchner hat mir wirklich nicht den Eindruck gemacht — als ob ich in irgendeiner Art seine Rache zu fürchten hätte.“

„Aber vor ihm habe ich Sie doch nicht gewarnt“, fuhr es ihr in der Überraschung heraus.

Betroffen sah der Russe in ihr erblaßtes Gesicht. „Nicht vor ihm? Ja, aber dann begreife ich nicht —“

„Der Herr ist ja gar nicht mehr hier“, unterbrach sie ihn rasch. „Seine Wunde wäre schon geheilt.“

Die schmalen Lippen Adas trübselten sich verächtlich. „Die Schramme soll ja gar nicht der Rede wert gewesen sein, nur er selbst hat solch ein Aufheben davon gemacht.“

„Gefährlich war es in der Tat nicht“, gab Leidunow zu, und während sie weiter der Stadt zuschritt, trat er an ihre Seite, ohne daß sie ihm die Begleitung verwehrte.

„Er hat sich feige benommen, nicht wahr?“ fragte Ada nach einer Pause.

„Das möchte ich gerade nicht sagen“, wich Wladimir aus, „er war wohl ungelübt in der Führung des Säbels.“

„Nun, mein Onkel hat darüber anders gebacht, als er den Hergang von den Zeugen erfahren. Denn endlich gab er selbst zu, daß dieser Herr Buchner kein Mann für mich sei —“ Ihre Augen trafen ihn mit warm leuchtendem Blick. „O, wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie mich von diesem meinem Verlobten befreit haben!“

„Leider verdiene ich diesen Dank höchstens indirekt“, meinte Wladimir mit seinem Lächeln, „denn der ganze Sachverhalt war mir vorher unbekannt. Dieser Herr Buchner war also wirklich Ihr Bräutigam?“

Ein liebliches Rot überzog die Wangen des Mädchens. „Mein Gott ja — es war eine Torheit, bei der ich mir eigentlich gar nichts dachte. Der Onkel meinte, weil er reich sei und ein harmloser Mensch — solle ich eben zugreifen, und da gab ich nach und verlobte mich mit ihm.“

„Ohne Liebe?“

Es klang wie ein stannender Vorwurf aus der Frage, und Ada fühlte ihn. Ihre langen Wimpern senkten sich. „Die kannte ich damals noch nicht.“

Leidunow empfand, daß hinter den halbblauen Worten sich noch ein anderer, unausgesprochen gebliebener Gedanke barg, auf den er nicht eingehen durfte.

Auch das Mädchen, das seinerseits wohl etwas anderes erwartete, schwieg. Stumm schritten sie eine Weile nebeneinander.

Die milde Wehmuth des Abends umwob den Wald. Nur auf den höchsten Wipfeln lag noch golden das scheidende Licht, kühler strich von der Donau her die Lust — die Gräser bogen sich, die Stämme der zarten Birken schienen zu erschauern, und die Blätter rieselten. Näher tönte schon das dumpfe Geräusch des Praters, der verschwommene Widerhall lauter, lärmender Lustbarkeit, den hier und da ein schrillerer Geigenstrich, das hellere Schmettern einer Trompete wie ein banger Aufschrei durchzitterte.

„Und nun?“ fragte Leidunow endlich.

Ada Genetius schien einen Augenblick nicht zu wissen, was die Frage bedeuten sollte. Dann erriet sie ihren Sinn. „Nun haben wir uns getrennt“, erwiderte sie leise.

„Für immer?“

Sie neigte das braune Haupt. „Ja — er sah ein, daß er sich in mir getäuscht, wie ich mich in mir selbst. Jetzt wußte ich plötzlich, daß ich nie mit ihm hätte leben können, und als er dessen gewiß war, hat er Wien verlassen und ist in seine Heimat zurückgekehrt.“

Sie blieb stehen und legte unerwartet ihre Hand in die seine. „Herr Leidunow, nochmals danke ich Ihnen von Herzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein dankbarer Pole.

Kriegsfluge von Ludwig Blumke. (Nachdruck verb.)

In bitterkalter Wintertag. Gewaltige Schneemassen decken Ostpreußens Fluren, und die Bäume des Waldes brechen fast zusammen unter der weißen Last auf ihren Zweigen. Schneidender Nordwind heult um das dunkelrothe Herrenhaus, nadelstarke Schneeflöden vor sich herwirbelnd. Ein Wetter, daß man seinen Hund vor die Tür jagen mag.

Um so gemüthlicher ist's drinnen im traulichen Wohngemach des Herrn v. Nichtenal, behagliche Wärme entströmt dem großen,

grünen Kachelöfen, in dem ein lustiges Feuer von Buchenstößen prasselt. Badäpfel duften in der Röhre, und drei muntere Buben singen Weihnachtslieder. Der Gutsherr sitzt an seiner jungen Gattin Seite auf dem Sofa, raucht gemütlich die lange Pfeife und schaut träumend den blauen Tabakringeln nach.

Da bellt Nero lebhaft im Flur. Grifoleit, der Hofinspektor, tritt ein: „Gnädiger Herr, ein halberfrorener Pole steht im Flur und bittet um ein Unterkommen. Er will gern jede Arbeit tun, wenn er nur hierbleiben darf. Aber der Kerl sieht gar so verwahrloßt aus. Und wir haben über Winter ja Leute genug durchzufüttern.“

Von Richtental erhebt sich sofort und geht hinaus.

Ein Mann in Lumpen, mit blaurotem, verfürtem Gesicht und fast erloschenen Augen macht einen Anfall vor ihm und bittet in gebrochenem Deutsch um Erbarmen. Iwan Rodomski heiße er. Aus Rußland komme er und seit drei Tagen habe er nichts gegessen. Schickt man ihn fort, so müßte er an der Landstraße umkommen.

Der Gutsherr ist kein Unmensch. Das Mitleid greift ihm ans edle Herz. Darum darf Iwan bleiben. In der Gefindestube bekommt er eine warme Suppe zu essen. Auch ein abgelegter Anzug findet sich für ihn. Vom nächsten Tage an arbeitet er im Dartsottener Forst. Und er ist kein schlechter Arbeiter. Man merkt es ihm an, daß er sich eifrig bemüht, dem gütigen Herrn seine Dankbarkeit zu beweisen.



Ein Wachtungsturm mit Maschinengewehr in dem Kriegsgefangenenlager zu Kottbus. (Mit Text.)
Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

So vergeht der Winter. Am ersten warmen Frühlingstag ist Iwan Rodomski plötzlich wieder verschwunden. Das Bagabundenblut läßt ihn nirgends lange ausharren. — Nun, man kann ihn entbehren und vergißt ihn sehr bald.

Verdort ist nun das Dartsottener Herrenhaus. — Frau v. Richtental hat mit ihren Buben flüchten müssen, denn sengend und plündernd durchstreifen russische Horden das Grenzgebiet. O welche Zeit des Schreckens! — Die Kriegsfurien ziehen mit loderbenden Fackeln durch das Land. Der Gutsherr steht als Oberleutnant der Landwehr im Felde. — Ob er noch lebt? — Die sorgengequälte Gattin weiß es nicht. — Verstummt ist der Kampfeslärm. In tiefem Schweigen liegt die Welt. Blutrot leuchtet die Heide im Schein der scheidenden Sonne, und flimmernde Lichter glimmen in den Wipfeln der Föhren. Lange Schatten werfen Baum und Busch; über ver-

wästetem Ackerland singt eine Lerche ihr Abendlied. — Sonst kein Laut. — Nirgends eine Menschenseele. — Aber dort bewegt sich etwas am Waldesfaum, ganz langsam, auftauchend und wieder verschwindend: Eine preussische Patrouille. Acht Mann sind es, geführt von dem weit vorausschreitenden Oberleutnant v. Richtental. Im Kirchdorfe N. soll sich russische Kavallerie gezeigt haben. Flieger brachten soeben die Nachricht. Ob sie richtig ist, will man feststellen. Nichts Verdächtiges ist bisher bemerkt worden.

„Herr Oberleutnant, drüben in den Wachholderbüschen hinter der Birke steht ein Kerl und beobachtet uns. Er hat ein Fahrrad an seiner Seite“, meldet soeben der Gefreite Brost, Forstbeamter von Beruf und mit einem vorzüglichen Sehvermögen ausgestattet.

Sofort richtet der Offizier sein Fernglas nach der bezeichneten Stelle und nimmt nun auch wahr, daß ein Radfahrer eilends über das Feld läuft. — Nicht verdächtig! — Doch zu halten ist der Mann nicht mehr, auch mit einer blauen Bohne nicht zu erreichen, denn schon hat ihn dichtes Gehölz aufgenommen.

Vorsichtig schleicht die Patrouille weiter. — Da plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, russische Kavallerie hinter einem Abhang — eine ganze Schwadron! Und wahrhaftig, der Radfahrer überbringt ihrem Führer eine Meldung! Leben kommt in Reiter und Gänse. Schleunigt zurück, heißt es für unsere Landwehrleute, denn die Sache kann verhängnisvoll werden: Ein Offizier und acht Mann gegen eine vollzählige Schwadron. — Zu spät!

„Leute, es gibt kein Entrinnen!“ ruft der Oberleutnant mit blühenden Augen aus. „Aber wir wollen's ihnen nicht leicht machen. Aushalten bis auf den letzten Mann! — Ruhig feuern!“ Acht Schüsse krachen. — Fünf Russen stürzen aus dem Sattel. Schnellfeuer!

Die Schwadron stobt. Ein Hagel von Karabinergeschossen prasselt jetzt vor den tapferen Landwehrmännern nieder.

Des Oberleutnants Stirn blutet. Streifschuß. Noch einmal will er seine Leute zu ruhigen Zielen ermahnen, jedoch dieses Wort kommt nicht mehr über seine Lippen. Eine tiefe Ohnmacht umfängt ihn. Verloren ist die Patrouille: Fünf heldenmütige Landwehrleute tot, zwei schwer verwundet. — Der Offizier und Gefreite Brost,



Bild auf die Dardanellen aus der Vogelschau.



Schweizerische und italienische Grenzposten.

beide ebenfalls verwundet, in Gefangenschaft. — Noch während | der Nacht schafft man die beiden Preußen über die Grenze. Drei Dragoner begleiten die Gefesselten mit schußbereiten Karabinern. Nach dreistündigem Marsch wird vor einem Dorfe Rast gemacht. Die Landstraße ist mit Bagagewagen, Karren und Offizierswagen vermafen versehen, daß niemand vorwärts oder rückwärts kann. Ein Stück Kommißbrot und ein Schluck Brantwein bildet das Mittagmahl der Gefangenen. Auf einer dürftigen Streu finden sie inmitten der lärmenden Fuhrknechte eine Ruhestätte. Ein Posten bewacht sie, ohne sich sonderlich um sie zu kümmern. Weshalb denn auch? Entfliehen können sie ja unmög-



Graf Sergei Juljewitsch Witte.
(Mit Text.)

lich, denn nach dem Essen | wurden sie mit dicken Stril-

wolle er ihnen im geheimen eine Tracht Prügel verabreichen. Aber — ist es denn nicht ein bekanntes Gesicht? Was blinzelt der unheimliche Kerl mit den Augen, was hat er vor?

Jetzt spricht er mit gedämpfter Stimme: „Pan Nichtental von Darlotten, nich kennen den Iwan Rodomski, wo haben gerettet aus Schnee und Unglück? Iwan nicht schlecht sein gegen Pan gutes. Will sich retten Pan aus Gefangenschaft von Russen, wenn ist dunkel geworden und Posten besoffen.“ Meint der Bursche es wirklich ehrlich? So ganz traut Herr v. Nichtental ihm nicht und Prostat erst recht nicht. Aber mit dem Posten hat Iwan etwas vor. Er unterhält sich gar lebhaft mit ihm, läßt ihn immer wieder aus seiner großen strohumwidelten Schnapsbottel trinken, und schließlich umarmen und küssen sich beide sogar.

Die Sterne funkeln am Himmel. Mit mattem Silberglanz überflutet die Mondscheibe das schlummernde Dorf. Da schleicht Iwan Rodomski leise auf allen Vieren an die beiden Ge-

heute belehmanber. Die Schnapsbottel die einstuellen Frieden.

Als v. Nichtental nach kurzem, unruhigem Schlummer erwacht, von heftigen Kopfschmerzen und brennendem Durst gequält, da schauen seine Augen in ein gelbes, verschmißtes Gesicht von echt mongolischem Typus: Ein ruppiger Kerl in hohen, sicher gestohlenen Zuchtschneisen, eine alte Militärmütze über dem rechten Ohr, die Schnapsflasche im fettglänzenden Kittel, in der Hand eine Peitsche, steht vor ihnen beiden, als



Oberst Langer, österr. Kommandeur der Motor- und Mörser-Batterien.

die in Belgien und Frankreich so erfolgreiche Arbeit leisteten.



Eine zerstoßene Taschenuhr.
Phot. G. Bärbel, Winnweiler.

ten von neuem an Händen und Füßen gefesselt.

Es wird Abend. Trübe versinkt die Sonne hinter den in bläuliche Nebelschleier gehüllten russischen Wäldern. Ein scharfer Wind weht über das Stoppelfeld, und das Fluchen und Toben der Soldaten, Trostknechte, Bauern und Gutstagselöhner, die alle zur Dienstleistung herangezogen sind, verstummt allmählich. In Gruppen sitzen die



Unser Quartier in Jaskowia.
Feldpostkarte aus Russisch-Polen (Äußere Ansicht).

sangen heran, durchschneidet ihre Fesseln und fordert sie auf, ihm zu folgen, da keinerlei Gefahr drohe, der Posten schlafe ganz fest und alle übrigen ebenfalls. Er selber werde den Herrn Offizier und den andern Preußen glücklich über die Grenze führen.

Ein Wagnis auf Leben und Tod ist das: der flüchtige Gefangene wird, wenn man ihn ergreift, nach Kriegsgefeß sofort erschossen.

Doch Herr v. Nichtental und sein Gefreiter vertrauen sich dem Polen an. Bis zur Grenze ist's ja, gottlob, nicht sehr weit. Und drüben stehen die Preußen.

Bald haben die drei den Wald erreicht. Zwan kennt jeden Weg und Steg darinnen, denn wie er bekennet, hat er oftmals hier gewildert, als er noch sein Eigentum besessen. Ja, er hat manchen schlechten Streich verübt, hat gestohlen, gelogen und betrogen. Aber heute tut er ein gutes Werk, denn er rettet zwei wadere deutsche Männer aus den Händen der Russen.

Ehe noch der Morgen graut, sind Herr v. Nichtental und Broskat bei ihrem Regiment. Ein paar Goldstücke erhält Zwan als Abschlagszahlung für seine Hülfsleistung. Und nach dem Kriege soll er sich wieder melden. Da wird der deutsche Edelmann ein Weiteres für ihn tun.

Eine Frauentat.

Novellette von Maria Niede-Müller. (Nachdruck verb.)

Es war am Dienstag, den 15. August 1809, um 4 Uhr morgens. Das schwedische Geschwader, das unter dem Befehl des Admirals Freiherrn Johann Bute die Küstenarmee nach Westerbotten führen sollte, um die dort vordringenden Russen zu vertreiben, steuerte vom Hernösander Hafen aus nach Ratan zu, um dort an Land zu gehen.

Die Schärenfischer, mit der Sonne auf, um ihren nächtlichen Fang einzuziehen, sahen mit Erstaunen und Bestürzung die gewaltigen Schiffe und ihr Gefolge von Kanonenschaluppen, Mörserbooten, Galeeren und Transportschuten direkt in die nördliche Wasserstraße lenken. Die Männer ließen die Hände sinken, die Rebe ins Wasser zurückfallen und murmelten: „Wird denn nicht endlich der Friede kommen? Oder ist nun die Reihe an uns, den Russen in den Rücken zu fallen? Was soll daraus werden, wenn all unsere Krieger nach Norden ziehen!“

Und die Frauen bei ihren Körben vergaßen für eine Weile, die Heringe auszuweiden, salteten die hageren, von Schuppen glänzenden Hände im Schoß und seufzten.

Je höher die Sonne stieg, desto lebhafter wehte der schwache Wind und wurde zu einer frischen süd-südwestlichen Brise. Aber die leuchtende Meeresfläche bewegte sich rasch all die großen und kleinen Segel, gleich einer Schar seltsamer, flüchtender Riesenvögel.

Dichte Nebel lagen seit Tagen über Ratan und hüllten Strand und Schären in undurchdringliches Grau. Da vernahm man am Abend des 16. August plötzlich aus dem wallenden Nebel heraus den Schall von Kommandorufen, Gerassel und Lärm.

Die Kosakenposten, die im Ort lagen, witterten Gefahr und suchten sich spornstreichs mit den Divisionen in Djäkneboda zu vereinen. Die Bauern, die vor der Ankunft weiterer Feinde zitterten, blickten mutlos hinaus in den dichten, undurchdringlichen Nebel, der gleichsam lebendig geworden zu sein schien durch alle diese Laute, deren Ursprung man nicht zu erkennen vermochte.

In dieser Nacht schliefen nicht viele von Ratans Bewohnern. Aber am Morgen, als die Nebel sich endlich hoben, hatten sie einen stolzen, freudvollen Anblick.

Es war ihre eigene, die schwedische Flagge, die im Morgenwind wehte. Johann Bute hatte die gewagte, herrliche Tat vollbracht, in sechsunddreißig Stunden vierzig Meilen weit durch unbekanntes Fahrwasser zu segeln, um all diese Schiffe unbeschadet an ihr Ziel zu führen. —

Schon am Djäknebodapass stieß eine Abteilung der im Laufe des Tages an Land gesetzten Truppen auf russische Infanterie. Aber durch einen raschen Anfall wurde diese gezwungen, zurückzuweichen. Die ganze schwedische Streitkraft septe nun mutig und zuversichtlich den begonnenen Marsch längs der Küste nach Umea fort, wo der Feind sein Lager aufgeschlagen haben sollte. Dieser erste Erfolg hatte ihre Tatkraft angefeuert. Man würde die Russen zwingen, das Land zu räumen! Es mußte gelingen, noch einer so wunderbaren Fahrt und diesem glücklichen Beginn zu Lande!

Die Truppen marschierten vorwärts auf den öden Wegen, Bataillon nach Bataillon, Brigade nach Brigade, in guter Ordnung und gleichmäßigem Takt, den Wald und die weiten Sümpfe zu beiden Seiten mit dem Klang ihrer stampfenden Schritte und dem dumpfen Rollen der Artillerie erfüllend.

Es war kein eiliger Marsch. General Wachtmeister, der Befehlshaber der Armee, war im Grunde recht unsicher über die Stellung des Feindes und beobachtete, beständig relognozierend,

die äußerste Vorsicht. — Die aus dem Wasser und den Sümpfen aufsteigenden, sich ringelnden weißen Nebel erfüllten die dämmerige Augustnacht und hüllten die dahinziehenden Truppen in Dunstschleier ein, die sie als etwas Unwirkliches erscheinen ließen — als Phantasiegebilde, zu dem geheimnisvollen Leben der Nacht gehörig, bald völlig verschwindend in dem dichten Nebel, bald wunderbar vergrößert und konturlos.

Zwei Soldaten vom Leibregiment der Königin, die während der ganzen Fahrt den Eindruck gemacht hatten, als wären sie besonders gute Freunde, und kaum einen Moment voneinander gewichen waren, hatten sich in dieser Nacht scheinbar sehr viel Wichtiges zu sagen. Sie gingen zuweilen Hand in Hand und sprachen im Flüsterton.

Der ältere von ihnen, ein staatlicher Mann mit kühnem, offenem Antlitz, schien den anderen in seinen Schutz genommen zu haben und ließ ihn nicht aus dem Auge. Dieser war ein schöner, dunkelhaariger Jüngling, Kinn und Wangen von der bartlosen Weichheit der ersten Jugend. In seinem ganzen Wesen lag etwas Feuriges, Schwärmerisches, und mit Hingebung schloß er sich an seinen großen Kameraden. Die nebelverhüllte Nacht erfüllte ihn offenbar mit Furcht vor all den unsicheren Gefahren, die sie bergen konnte, und mit angespanntem Ohr lauschte er auf jeden fremden Laut aus Sumpf und Wald.

„Glaubst du,“ fragte er den Freund, „daß die Schlacht nahe bevorsteht?“

„Das weiß niemand,“ lautete die zögernde Antwort, „doch wir müssen bereit sein. Bist du sehr müde?“

„Nein, müde bin ich nicht. . . Aber ich fürchte, daß wir von einander getrennt werden könnten, wenn es beginnt.“

„Halte dich dicht an mich. . . und du wirst sehen, es geht gut.“

Fragend sah er den Jüngling an. „Du bereuist doch nicht etwa. . .?“

„Nein, nein. . . Aber sieh doch! Es brennt in einem Dorf. . . die Russen!“

Hastig blickte er in die Richtung, in der die Nebel von Feuer- und glut gefärbt zu sein schienen.

„O nein! Das ist die aufgehende Sonne. So, ja, nun heißt's wieder still stehen.“

Als man dann erkundet hatte, daß der Feind in ansehnlicher Stärke bei Täfte, etwa eine Meile südwärts, lag, zog man ihm entgegen. — Die beiden ungleichen Freunde marschierten in einem der ersten Glieder. Sehr ernst blickten sie beide, und trotz der Hitze und des anstrengenden Marsches waren ihre Gesichter bleich wie bei einer heftigen Gemütsregung. — Die Lippen des Jüngeren waren fiebertroden, seine Augen glänzten heiß, ein Zittern, gleich einem Schüttelfrost, überfuhr zuweilen seine schlanken Glieder. Als sie ein unebenes, steinigtes Feld überschritten, nur noch durch ein Gehölz von den kämpfenden Kameraden getrennt, strauchelte er plötzlich. Fest umklammerte der treue Gefährte seine Hand, behielt sie in der seinen und flüsterte: „Bist du sehr müde, Liebling? Gib mir das Gewehr, bis wir ins Feuer kommen.“

„Nein, nein,“ lautete die Antwort, „aber halte meine Hand. Am schlimmsten ist es jetzt. . . ehe es beginnt. . . Nachher. . .“

Er konnte nicht weiter sprechen. Der Kommandoruf erscholl, der die Bataillone zum Kampfe formierte.

Erst auf zwanzig Schritt Entfernung vom Feinde wurden die Salven abgegeben, mit der Wirkung, daß das feindliche Feuer schwieg. Unter Hurrarufen ging es vorwärts. Salve auf Salve wurde abgefeuert und die Russen immer weiter zurückgebrängt.

„Halte dich eng an mich!“ rief der größere der beiden Gefährten dem jüngeren zu. „Rasch wieder laden und in den Haufen schießen!“

Und dicht nebeneinander stürzten sie vor. Doch plötzlich schwang sich das Gewehr in der Hand des Älteren herum. Er tat einen trampfhaften Sprung nach oben, die Arme ausgestreckt, taumelte er hintenüber, den Freund im Falle mit sich ziehend.

Mit einem Schrei, gleich dem eines verwundeten Tieres, sprang der Jüngling wieder empor. Er warf sich über den Körper des erschossenen Kameraden, ergriff seine Hände in tiefer Verzweiflung und lauschte auf seinen Atem. Doch unbeweglich und bleich blieb der andere liegen, ein roter Blutstrom rann ihm aus Mund und Nase. Da erhob sich der Jüngere langsam wie ein Nachtwandler. Er sah sich um und schien sich die knorrige Krummholzkiefer zu merken, neben der sie gestürzt waren. Dann eilte er mit dem Ausdruck eines Wahnsinnigen davon. Das Gewehr ließ er neben dem Toten liegen und schien auch nicht die Absicht zu haben, es noch zu gebrauchen, da er jetzt nur nach Gefallenen suchte. Von einem zum andern schlich er und leerte ihre Patronentaschen, um den kämpfenden Kameraden neue Munition zu bringen. Keine feindliche Kugel schien Nacht über ihn zu haben, sie sausten an ihm vorüber, über ihn hinweg. Und so fuhr er fort, bis er nicht mehr konnte und halb ohnmächtig ins Moos sank. —

Die Nacht brach herein. Außer den hungrig schreienden Raben, die in schwarzen Haufen über das Schlachtfeld strichen, gewahrte man nichts Lebendes als die Krankenträger, welche die Kunde machten, um die Verwundeten ins Dorf zu schaffen, in dem der Feldscher sein Quartier hatte. Sie waren begleitet von einem jüngeren Offizier.

Verrierbild.



Haro, such deinen Herrn, er ist ganz in der Nähe?

sich nähernden Männer Freunde waren, barg er das Antlitz in die Hände und weinte heftig — jedoch ohne zu antworten.

Der Offizier betrachtete ihn forschend und fragte dann freundlich, ihm die Hände vom Gesicht ziehend:

„Bitte, antworten Sie uns. Wer sind Sie, der Sie hier schluchzen wie ein Weib?“

Da erhob sich der Jüngling, und still den Blick auf den Toten geheftet, antwortete er: „Ich bin sein Weib ... Ich bin ihm als Soldat gefolgt, damit wir im Tode beisammen wären ... Also darf ich wohl auch weinen wie ein Weib ...“

Die Frau des Soldaten Serwenius erhielt zur Belohnung für ihren Mut die silberne Medaille für Tapferkeit im Felde — „als wohlverdiente Anerkennung für eine so große Frauentat“.

Ein anderes Geschlecht.

Wie oft hatten wir Gelegenheit, Worte des Tadelns über die Verschwendungssucht, die Untüchtigkeit, Modeliebberei und Zeitvergeudung der besser situierten Frauen und Mädchen zu hören. Im süßen Nichtstun pflegten sie ihre Tage zu verbringen, anstatt dem Ernst des Lebens Rechnung zu tragen, Sitzungen mit Schneiderinnen und Putzmacherinnen zu halten, statt sich an Werken der Menschenliebe zu betätigen, stundenlang in den Modebazaaren zu verweilen.

Da half kein Mahnen, keine Abwehr; selbst alle Spottreden über den Schwachsinn des Weibes blieben ungehört.

Wie ist das seit Kriegsbeginn anders geworden! Ein neues Geschlecht ist entstanden! Latensfreudig, hilfsbereit, opfermütig!

Frauen und Mädchen, die sonst stets über ihre Nerven klagten, zu keiner ernstern Tätigkeit heranzuziehen waren, sind jetzt, wie vom heiligen Eifer durchglüht, patriotisch tätig; keine Stunde ist ihnen zu früh, keine zu spät. Sie versäumen Theater und Konzerte, wenn es heißt, eine patriotische Pflicht erfüllen. Diese ist ihnen höchstes Gebot, Lebensinhalt, wahre Befriedigung. Und die höchst gestellten Frauen, Erzherzoginnen, Fürstinnen, Gräfinnen gehen mit nicht ermüdendem Eifer voran; ihr ganzes Sein und Denken, ihr Können und Wollen ist in den Dienst der Pflicht gestellt. Puh, Luxus, Daseinsfreude, alles, was sonst der Lebensinhalt der eleganten Frauen war, gleicht zurzeit den unbekannten Begriffen, für die man kein Verständnis haben will.

So ist die Mehrzahl unserer Frauen und Mädchen in der kurzen Spanne des Krieges zu einer sittlichen Höhe herangereift, deren sie die Moralprediger nie fähig hielten. Tausende wirkten in den Lazaretten, die nie als barmherzige Schwestern tätig gewesen, mit Aufopferung; andere Tausende, denen Arbeiten ein leerer Schall war, sind von früh und spät angestrengt in den Fürsorgevereinen tätig, und diejenigen, die an Geschäftigkeit gewöhnt sind, haben eine wahre Herzensfreude daran, mehr zu schaffen als all

die anderen, die seither nur Modebazaaren waren und noch nicht fest zugreifen konnten.

Da lenne ich beispielsweise eine hübsche junge Frau, die sonst stets über ihre Nerven klagte. Sie hat jetzt absolut keine Nerven, fährt wöchentlich mit dem Malteser-Bug an die Front, bringt Kranke und Verwundete in die Spitäler, hat kaum Zeit, einen Tag hier zu ruhen, dann geht es wieder an die Grenze und wieder ist sie die hilfsreiche Pflegerin, die ihre Kranken heimbegleitet, ihnen Mut und Trost zuspricht. Was diesen Armen der Zuspruch einer glütigen Frau bedeutet, haben wir früher nie geahnt. Dankbar lassen ihr die Kranken die Hände und sagen, ach wie oft: „Gott vergelt's Ihnen, edle Frau!“

Jüngst sah ich im Spital eine andere junge Frau in der kleiden- den Tracht der Pflegerin.

„Du hier?“ fragte ich erstaunt; „ich hörte, daß dein Mann in Anbetracht deiner zarten Gesundheit es nicht zugeben wollte, da du —“

„Ach was!“ erwiderte Frau Thella, „seitdem ich Pflegerin bin, fühle ich mich gesund! Mir fehlt gar nichts!“

„Und deine Kinder?“ fragte ich, „wer erzieht ihnen die Mutter?“

„Ich leiste jetzt Kriegsdienst!“ sagte sie stolz; „nach Friedens- schluß werde ich Zeit haben, wieder Mutter zu sein.“

Frau Thellas Augen, sonst matt, farblos, leuchteten in freun- digem Stolz; sie schien mir größer, energischer, war so ganz von ihrem Beruf erfüllt, daß sie, ohne ein Wort des Abschieds, zu dem Krankenbette eilte, um da einen Labetrunk zu reichen, dort einen Verband zu richten, ein Polster zu heben. So sahen wir sie noch lange unermüdlich tätig, von einem zum andern gehend, überall freundlich, hilfsbereit, dieselbe Frau, die sonst stets über Migräne klagte, viel dienstbare Geister brauchte, die gar oft unter ihrer Nervosität zu leiden hatten.

In den Fürsorgevereinen beobachtet man oft Damen, die nie von einer Vereinstätigkeit etwas wissen wollten, unermüdet tätig.

Wie oft nahm ich früher, als ich mich für die Brodensammlung interessierte, auf dem hübschen Gesichte einer ehemaligen Bühnen- künstlerin ein höhnisches Lächeln wahr! Sie konnte es nicht be- greifen, wie man Broden sammeln konnte! Als sie aber einmal — es war gerade Verteilung an die Flüchtlinge, deren Hunderte Einlaß begehrend, bittend, flehend, vor dem Lokal der Broden- sammlung standen — das Elend mit angesehen und wie dankbar die Armen für jedes ihnen erteilte Kleidungsstück, für jedes Hemd, für jedes Polster waren, da kam sie des anderen Tages unauf- gefordert ins Lokal, sortierte stundenlang die eingegangenen Pakete, war nachmittags bei der Verteilung mit Eifer tätig, Tag für Tag, unermüdet, und mahnte ich sie mal, einen Tag aus- zusehen, da ja genug Helferinnen da wären und ich sehr wohl wußte, daß ihre Kinder die Mutter entbehrten, da wurde sie un- willig, erklärte unumwunden, sie tue, was ihr Freude mache.

Ja, Freude macht das Wohltun jetzt all jenen, die sonst eitle, vergnügungssüchtige Frauen waren und von sozialer Hilfe nichts wissen wollten.

Großen Anteil an der Sinnesänderung der Frau haben jetzt auch die Männer. Ich erinnere mich, daß Freundin J. beispiels- weise bei Beginn des Krieges Anschaffungen über Anschaffungen machte. Da mußte es ein neuer Pelzmantel sein, bald hernach ein schönes Popelinkleid, dann ein gutes Tuchkleid. Tagelang verbrachte man mit den Besorgungen, Anschaffungen, — Hunderte wurden zwecklos verthan. Als aber dann der Gatte der jungen Frau sie dahin führte, wo die Hungernden flehend die Hände bei einer Brotverteilung hoben, als sie das Elend der Witwen und Waisen, der Geflüchteten sah, da wurde sie eine andere. Für Puh und dergleichen hat sie seither keinen Kreuzer mehr ausgegeben, aber täglich sendet sie Spenden an die Fürsorgevereine, hilft selbst bei den Verteilungen, findet Freude am Wohltun; sie ist eine moderne Frau im besseren Sinne des Wortes geworden.

Der Krieg hat uns ein neues Frauengeschlecht erziehen lassen. Alle edlen, guten Eigenschaften, die lange unentdeckt im Frauen- Herzen schlummerten, sie sind gleich dem Phönix aus der Asche zu neuem Leben erwacht. — Das ist neben all dem Unglück, welches der männermordende Krieg über die Menschheit gebracht, ein nicht hoch genug zu bewertendes Glück; denn was unsere Frauen, die in den Palästen wie die in den Hütten jetzt im Wohltun, Trosspenden leisten, welche Geldopfer sie gern und mit vollen Händen bringen, das sei, wenn dereinst die Geschichte des Krieges geschrieben wird, auf einem Ruhmesblatt zu Ehren des jetzigen Frauengeschlechtes verzeichnet. Ida Barber.

Sinnspruch.

Geschliff'ne Menschen ähneln sehr dem feingeschliff'nen Edelstein. Sie schmeicheln durch Gefälligkeit. Doch wuchsen sie an Größe? Nein! Etw. Fromber.

